

lediglich ein ganz kurzes „Och, ach!“ erklingen und wie eine wilde Jagd, in unheimlichen Sprüngen war die ganze Bande verschwunden. — Still und friedlich lagen Rivier und Tränke, heiß brannte die Sonne, und ich starrte, als ob ich einen Spuk gesehen hätte, auf die dünnen Felsenpartien. Nur einige verstreute Maisblätter erinnerten an die Kauferei. — O, du Affenland!

Es war nach dem Mittagessen, als wir beschloßen, zum nächsten Nachbarn, der 24 Kilometer entfernt wohnte, zu reiten. Schweiß war es, am Horizont tauchten dicke, weiße Wolkenköpfe auf, die der Farmer mit Spannung und Sehnsucht verfolgte und nach denen man sich fast die Augen ausludt, wenn der Mais anfängt, die Spitzen seiner langen, grünen Blätter zu spalten, wenn das Brunnwasser nachläßt und die Hausfrau das Wasser sparsam einteilen muß. — Gestaltete sich die beiden Goldfische, „Whishy“ und „Soda“ am Tore, die Feldflöße mit etwas Tee hing am Sattel, in der Packtasche war für alle Fälle des Einregens das Zeltbahn mit Decke war hinterm Sattel aufgeschminkt, und dann trübten wir die erste Strecke leicht durch kleine Riviere und grüne Wälder davon. Voran lief Sektor, blieb an und ab stehen, witterte, ob es nichts Neues gab, ab und an kausete ein flüchtendes Erdmännchen ins Gebüsch. Herr M. hatte sich sein Pfeifchen in Brand gesteckt, betrachtete schmunzelnd sein Kugelgewehr, kurz und gut, er fühlte sich so recht wohl und behaglich. — Klipp, klapp, klipp schlugen die Eisen der Gähle auf den harten steinigen Boden (Weg). Jumeilen flog mit wildem Getöse ein schweres Gabelhuhn auf, um alles andere Getier vor dem nahenden Feinde zu warnen.

Plötzlich bemerkten wir auf 80–100 Meter Entfernung sich etwas bewegen. War es ein Wildschwein? Wir piffen Sektor heran und beobachteten festes bleibendes das Gelände. — Da schon wieder dieses undefinierbare Etwas! Nachend stellten wir schließlich fest, daß es nur ein alter großer Bavian war. — „Den hol ich mir aber“, entschied mein Begleiter, und wir stiegen ab. Auf den Felsen folgte ihm der Hund. Ich lockerte schnell die Sattelschlinge, legte die Zügel fest um einen Baumstumpf und ging den beiden nach. Auf einen kurzen Befehl kaufte Sektor auf den abnungslos stehenden Affen los, der im letzten Moment auf einen großen Kameeldornbaum kletterte. Schon hatte mein Jagdkamerad angelegt, der Schuß krachte, und schwer fiel der Affe aus den Zweigen in einen kleinen Graben hinter einem großen Weindornbusch. Ich lief schnell hin, um zu sehen, ob er auch erledigt sei, während mein Freund sich erst in aller Ruhe sein Pfeifchen ins Gesicht stecken mußte. Auf der Stelle im Graben lag Schweiß, ich drehte mich um und sah zu meinem größten Entsetzen den Affen auf dem Grabenrand sitzen. Verzweifelt zupfte er Grasbüschel ab und steckte sie in die tiefe Bauchwunde. Fiehend, fiebernd sahen mich seine jähzornigen Augen an, keuchend vor Schmerz rasselte der Atem und verzweifelt drückte er die eine Hand auf die stark schmerzende Wunde. Trostlos sah er den Hund an, den ich mit Mühe und Not zurückführte. Ich war ganz außer mir vor Zorn und Schamte mich bitterlich, aber schon hatte ihm mein Freund den Jongschuh gegeben, der Affe sackte zur Seite, er war tot. — Es sind nun viele Jahre her, aber jetzt beim Schreiben sehe ich alles wieder in greifbarer Nähe, den armen Affen mit seinen menschenähnlichen, flehenden, waidwunden Augen. —

Wir ritten nicht weiter an jenem Tage. Es war ein stilles, wehes Schweigen auf dem Heimritt, und ich habe es mir damals gelobt, nie wieder auf einen Bavian zu schießen oder in meiner Gegenwart schießen zu lassen. Es ist zu furchtbar, wenn es nur ein Wundschuß ist. Ich bin viel auf Jagd geritten und gelaufen und habe stets mäßig gehandelt, dies aber war der erste Schaden, der in meine Jagdfreude fiel. Ich habe so viel Wild verwendet, aber nichts hat mich so gepackt wie dieses Affenerlebnis. — wohl weil dies Tier etwas zu Menschenähnliches hat.

Auf unserer Heimreise um die Ostküste legten wir auch im Hafen von Durban (Südafrika) an, und besichtigten Stadt und Umgebung mit ihrem Blumenreichtum, den wunderbaren Straßen und prächtigen Anlagen. Ein dort ansässiger machte uns auf die dreistündige Tour nach „Ungeni“, den Meereshafen, aufmerksam. Gleich nach Tisch verließen wir den Dampfer, bewaffnet mit dem Photokasten und begleitet von noch einigen Reisegefährten. Nach einundzwanzig Meilen mit der elektrischen

Wagen wir uns einige Kikigah-bags und fuhren mit den kleinen zweirädrigen Wagen, die von den Eingeborenen gezogen werden, hinauf nach Ungeni zum „Rieseride-Hotel“. Wunderbar schön war es hier, ein herrlicher Waldbestand, üppiges Gras, Blumen und Palmen, Bananen und anderes Obst. Es hatte etwas geregnet, saftig lagen die Blätter aus, eine fast tropische Schwüle lag über der Natur, einen herrlichen Blick hatten wir über das weite Meer, das im Sonnenschein leuchtete und glitzerte. Oben am Hotel erstanden wir uns einige Düten mit Erdnüssen, und nun ging es auf die Affenjagd. Ein schlanker, hübscher Jünger kam uns nachgelaufen, machte ein paar ganz eigenartige Lockrufe und entfernte sich mit einer großartigen Handbewegung, als ob er jagen wollte: „Jetzt werden sie gleich kommen!“ Wir warteten noch eine Weile, klapperten mit den Düten und waren schon etwas enttäuscht und ärgert. Auf einmal fingen die Affen an zu leben, es knackte und sprang von Ast zu Ast, zehn, zwanzig kleine und große Affen und Affchen lugten aus den Zweigen hervor, plumpften ins hohe Gras und sahen uns erwartungsvoll an. Es entspann sich eine große Balgerei, als wir ihnen die Erdnüsse hinwarfen; auf zwei Weinen kamen die Meerhaken an und nahmen mit der Nüsse aus der Hand. Es war zu allererst, mit welcher Zutraulichkeit so nach und nach eins nach dem anderen angesprochen kam, waren es doch vollkommen freie wilde Affen, die sich durch jahrelange Fütterung an die Menschen gewöhnt hatten. Ein alter Meerhaken verfolgte meinen Mann bis zur nächsten Bank, setzte sich neben ihn und machte mit etwas feindseligen Augenzwinkern „Buhu“. Als er nicht sofort etwas bekam und auch dann immer nur eine Nuß, entfiel er ihm einfach die Nüsse und verschwand auf den nächsten Ast, begleitet und verfolgt von einer ganzen Herde Affen, die sich nun mit Geschrei gegenseitig den Rest zu entreißen suchten.

Die Jagd im Mai

Von Wilhelm Hochgreve.

In diesem Monat werden die Gelege des Federwildes vollständig, und daher muß der Jäger auf den Beinen sein, um seine Schutzbeschlüssen gegen zwei- und vierbeinige Raubzeug zu schützen. Um die Mitte und gegen Ende des Monats werden auch die Kälber vom Rotwild, Damwild und vom Rehwild gefest. Junghähen findet man überall in Wald und Feld. Ueberall im Revier ist des Hegers Anwesenheit zu allen Tageszeiten notwendig. Die beste Jagdmasse um diese Zeit ist wohl fraglos der Drilling.

Anfang Mai holt der Föhnenjäger sich noch seinen Birkenhahn, sofern der April ihn in dieser Beziehung im Schilde ließ, oder bei reichem Bestande — die Zahl der jagdbaren Hähne ein Mehr erlaubt. Am köstlichsten ist ja die Jagd auf den balzenden Birkenhahn im Moor in den ersten Maientagen. Und darum geht der Föhnenjäger auch dann noch einige Morgen hinaus ins Birkenmoor, wenn er seine Beute bereits erzielt hat, wenn es „Hahn“ in Ruhe heißen soll. Ein windstiller, wenn auch frischer Tag, vielleicht gar regner Morgen der ersten Maitage im Birkenmoor, das weite Waldesumfließen, kann unserem Monat Mai allein schon den Namen des Wonnemonats verdienen. Da jubeln die Heidevögel, jauchzen die Rebhühner, flöten die Bruchvögel, trompeten die Kraniche, „brüllt“ auch wohl im Rohr des Moorsees eine Rohrdommel, da medern melodisch in jähem Balzfluge aus klarer Luft die Himmelsziegen, rufen vom Walde die Wildhühner, kichern und wiehern aus dem alten Föhrenwald, den der große Moorbrand verschonte, weil die Beke (Bach) ihn schützte, die Spechte, bunte, grüne, schwarze (wir kennen eines jeden Stimme, auch wenn wir die munteren Kerle an diesem Morgen nicht oder nur flüchtig sehen), und da brodel es um uns her, Dukenbe von Birkenhähnen, herrlich und bunt im Gefieder, drockig in ihrem Balzgebaren, eine frohe Götterlaune der allmächtigen Schöpfung. Und ein Ruck und lautet von alter Moorbirke zur Weite des Morgens. —

Die Damschäuler werfen ab. Gegen Mitte und Ende des Monats beginnt in vielen Bezirken die Jagd auf den Rehbock. Hauptsächlich bekommen wir bald ein einheitliches Jagdgesetz, monach dann auch die Rehbockjagd erst am 1. oder auch am 10. Juni beginnen würde, wie es schon in vielen Bezirken der Fall ist. Denn auch im Mai ist auch der stärkste Bock noch selten voll fertig, hat noch lange kein festes Gehörn, Sonne, Wind und Regen und festes Nachlegen an frische Säfte führenden

Stämmchen geben der Krone erst die rechte Farbe, machen das Gehörn erst zur begehrten „Tropfke“. Und voll verfährt und rot, wie er sein soll, ist im Mai auch selten ein Rehbock. Darum, halbe den Rehbock — er grabe, anständiger Weidmann, der du reine Jägerfreude von Dauer haben willst an dem Weidensmuck und an der Erinnerung jener Stunden, da du den guten Bock ausmachtest und reif werden ließest zum weidgerechten Abschluß. Warte, auch wenn das unglückliche Gesetz dir den früheren Abschluß gestattet, bis in die ersten Junitage. Kommst du nicht auch ohne Schuß für jede Stunde da draußen im lachenden Frühlingsschnee zu deinem Rechte? Ist es nicht ein herrlicher Genuß, dem jungen neuen Leben zu lauschen, das alles, alles draußen durchpulst? Ist nicht bei jedem Genuße die Vorfreude die schönste? Darum laß ihn lange, lange leben, den Bock, den du strecken willst, und richte dich nicht nach deinem Nachbarn, der anders denkt und fühlt, nein, der überhaupt nicht fühlt. —

„Junghähe werden vor den Teckeln gehalten“, so heißt es in den Monatswinken der Jagdhalender für den Mai. Auch der Fuchs gehört zum Jagdwilde, auch er bietet im Winter eine der schönsten Freuden, beim Drücken und Treiben, beim Anstich und bei der Pürsch, wenn der Winter weiß ist, vor allem auch am Ueberfluge. Und das Sprengen mit dem Teckel im Herbst und Winter, ist ein guter Schuß auf den dichten silbrigen Balg, ist es nicht ganz etwas anderes als das bloße Abtun der Junghähe durch den Erdboden? Sind Junghähe überreich vorhanden (meist versteht der Jagdbesitzer dann nichts von der Jagd auf den Fuchs im Winter, also zur rechten Zeit!), dann mag wohl der weidgerechte Jäger gegenüber dem „Graben“ des anderen ein Auge zudrücken. —

Wildbächer und Wildrenisse werden durch Faden, Anhäuser u. a. von Unkraut rein gehalten. Für Rotwild und Schwarzwild werden, wo es not tut, Sublen angelegt und alte wieder instandgesetzt. Im Mai und Juni sammelt man für die harte Zeit der Not Zweige von Eichen, Linden, Pappeln u. a., die man im Schafte trocknen läßt. Sie bieten im Winter ein gern angenommenes, bekömmliches und nährhaftes Wildfutter.

Am Ausguck

Ausländer in Sowjet-Rußland.

Unter den Fremden, die gegenwärtig das Gebiet des Sowjetstaates besuchen, stehen der Zahl nach die Männer der Wissenschaft an erster Stelle, nämlich 109. Laut Statistik befinden sich gleichzeitig ebenso viele Journalisten dort. Darauf folgen die Maler und Musiker (79), die Vertreter auswärtiger Regierungen (67), Industrielle (53), Arbeiter und Beamte (33), Studenten (17) usw. Der Nationalität nach sind die meisten Besucher Deutsche und Amerikaner.

Seines Taus.

Es ist nicht allgemein bekannt, daß sich der große deutsche Lyriker Heinrich Heine, der von jüdischen Eltern abstammte, während seiner Göttinger Studienzeit in dem Eichsfeld-Städtchen Heiligenstadt taufen ließ. Es geschah dies am 28. Juni 1825. Die Taufe nahm der ehemalige Superintendent und Magister G. Chr. Grimm, ein weitläufiger Verwandter der Wärendbacher Brüder Grimm, vor. Heine nannte sich vor der Taufe Harry Heine, teilte mit, daß sein Vater in Düsseldorf Handel getrieben habe, jetzt aber in Lüneburg privatisiere, daß er schon als Knabe immer christliche Schulen besuchte und stets als Christ gegolten habe. Auch in Göttingen meinte man, er sei ein Christ. Es wäre ihm jedenfalls, so gestand er, unangenehm, wenn man in Göttingen von seiner Taufe erführe. So bat er den Superintendenten, die Taufe geheim zu halten, auch schon aus dem Grunde, daß er nicht die Unterwürfung seiner Verwandten verlor. Der Superintendent sagte es zu. Erst viel später ist durch einen Bericht des Superintendenten an seine vorgesetzte Behörde von dieser Taufe zum ersten Male gedruckt worden. Wie es dann an die Öffentlichkeit kam, läßt sich nicht mehr feststellen, jedenfalls nicht durch den verwichene Superintendenten, der wie ein Drache die Kirchenbücher hütete, die das Geheimnis der Taufe Heines bargen. Diese Bücher befinden sich heute noch in Heiligenstadt.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: W. A. S. A. N. A. N. A.



Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung.

Nr. 17

Mittwoch, 28. April

1926

Der Herold der deutschen Einheit

Zum 30. Todestag Treitschkes, 28. April 1926.

Von Bernhard Kauf.

Das deutsche Heldenzeitalter im vorigen Jahrhundert erstreckt sich um so hellerem Glanz, je weiter wir uns zeitlich von ihm entfernen. In immer weiteren Kreisen unseres Volkes wird das Bedürfnis nach dem inneren Wesen jener großen Tage, in denen sich die politische Einigung der deutschen Stämme vollzog, nahe zu kommen, um im Niedergang der deutschen Gegenwart Trost und Kraft zu schöpfen aus dem Naderleben einer besseren und glücklicheren Vergangenheit. Wie wir jetzt eine Art Bismarckrenaissance erleben, so ragt auch die Gestalt des Mannes immer höher empor, in dem das Blut jener Epoche pulsierte und der die Größe des Bismarckischen Zeitalters wie kein anderer in seinem Herzen trug, Heinrich von Treitschke.

Von allen Vorkämpfern des werdenden Reiches in dem ewig denkwürdigen Jahrzehnt vor 1870 war er der mächtigste. In ihm verkörpert sich am reinsten und edelsten jene Kräfte, die Deutschlands Einheit und Größe schufen. Seine sonnigste Natur, seine heisse und starke Seele trug die Zuversicht auf die Wiedergeburt des Reiches strahlend und fortreißend in die Welt. Dieser gebürtige Siedler war ein glühender Patriot, begeistert für die deutsche Aufgabe Preußens, und wie er am Bau des Reiches mitwirkte, so hat er bis zu seinem Tode in lebendigster Teilnahme an den Ereignissen des Tages unermüdet mit ausgetreten helfen.

Selten ist das Leben eines bedeutenden Menschen so einheitlich gewesen und bei allem inneren Reichtum so ganz aus einem Punkte verständlich, wie das seine. Der häufig erhobene Vorwurf, daß Treitschke von den Freiheitsidealen seiner Jugend, in der er seine Laufbahn mit „waterlandischen Gedichten“ begann, abgefallen wäre, ist gerade bei ihm völlig hinfällig und töricht. In seinen Wandlungen, z. B. dem Liberalismus gegenüber, spiegelt sich die Entwicklung des politischen Lebens jener vier Jahrzehnte wider, in denen er lebte, kämpfte und wirkte, von der Zeit an, als der Jüngling in der nationalen Dummheit der 50er Jahre die kommenden großen Tage sich vorbereiten sah, „wie wir in Jörn und Gram ersehnt“, bis zu dem Frohlocken in jener gewaltigen Rede bei der Kriegserinnerungsfeier der Berliner Universität ein Jahr vor seinem Tode: „Uns Aelteren ruft die heutige Feier die goldenen Tage unseres Lebens vor die Seele, die Tage, da Gottes Gnade unter Kampf und Not und Jammer allen Träumen, aller Sehnsucht untrüger Jugend über jedes Hoffen hinaus die herrliche Erfüllung schenkte.“

In allen Wechsel der Zeiten und Geschlechter strahlte über diesem Herold der deutschen Einheit als Zentralsonne und alles bewegende Kraft die nationale Idee. Schon seine Habilitationsschrift von 1858, die die bestimmende Macht des Staates behandelt und „Die Gerechtigkeit und Herrlichkeit der politischen Einheit“ preist, enthält den ganzen Treitschke. Die Krönung seiner Lebensarbeit aber ist seine leider unvollendet gebliebene Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts, die in fünf Bänden bis 1848 führt und wie ein festes Band seine weitausgreifenden und tiefstehenden historischen Forschungen zusammenfaßt, neben Rankes klass. Werken die größte Leistung der neueren Geschichtsschreibung. Es ist mehr als ein wissenschaftliches Werk, es ist ein von nationalem und sittlichem Geist durchwehtes Geschichtsepos. Erich Marcks, der weiterbauende Schüler Treitschkes, der in seiner bedeutenden Bismarckbiographie das dargestellt hat, was seinem Lehrer zu behandeln nicht mehr vergönnt war, sagt von ihm: „Er ist der höchstbeachtliche wie der letzte der großen kleindeutsch-protestantischen Geschichtsschreiber, die in den 50er und 60er Jahren fast die wichtigsten unserer nationalen Schriftsteller überhaupt gewesen sind und die in Engel und vor allem in ihm bis in den heutigen Tag hineinwirken haben.“

Treitschke hat über jeden Zeitschnitt, den er behandelte, eine Flut von Licht und Farbe ausgegossen. Dabei war er nicht ohne Einseitigkeit, sowohl in seinem Sach und Jörn wie in seiner Liebe. Er selbst hat Gustav Freytag gegenüber einmal seine Schreibweise als zu heiß für einen Historiker bezeichnet. Aber dieses glühvolle Temperament war doch nur ein Teil seiner Größe, und wir möchten es an ihm am meisten missen, denn gerade seiner farbigen und anschaulichen Gestaltungskraft verdanken wir das Bedeutendste und Lebendigste des Historikers. In der quellenden Fülle seines Wesens steckte ein hohes Maß von Künstlertum. Treitschke selbst nannte die Historie mit Dichtung und Philosophie zusammen einen der drei idealen Zweige aller Literatur, die in ihren Meisterwerken bis an die Höhe der Menschheit hinaufgeführt und jeden Menschen unmittelbar berühren.

Der große historische Gelehrte war zugleich ein Klassiker der deutschen Prosa. Wie sein ganzes Wesen von fordrägender Leidenschaftlichkeit erfüllt war, so ist auch sein Stil fortreißend, glühvoll, pathetisch. Aber wie der Forscher trotz faunenswerter Vielfältigkeit in der gelehrten, kritischen Kleinarbeit, in der Herausarbeitung neuer Einzelkenntnisse eine geradezu ehrwürdige Arbeit geleistet hat, so war er auch als Stilist bei aller Lebendigkeit und Wucht der Sprache von einer peinlichen Richtigkeit und Sauberkeit des Ausdrucks. Die Sprachverwilderung seiner Zeit war ihm zuwider: „Dem Durchschnitt des lebenden Geistes gebricht das Sprachgefühl so gänzlich wie keiner anderen Generation seit Lessings Tagen, ja selbst die Deutschen des 17. Jahrhunderts verstanden sich an ihrer Sprache nicht so frech wie die heutigen.“ Wenn das jetzt anders geworden, das Gelehrtenhaudernelisch so ziemlich verschwunden und bis in die weitesten Kreise das Gefühl für Reinheit und Wohlklang der Muttersprache gedrungen ist, so verdanken wir das nicht zuletzt dem Vorbilde Treitschkes. Nicht wenige auch unserer heutigen glanzvollen Journalistenfedern, die so viel für die deutsche Sprache bedeuten, haben ihren Stil an Treitschke gebildet.

Mit das Beste aber gab er wohl in seinen berühmten Vorlesungen über Politik, namentlich, nachdem er seit 1874 in Berlin lehrte. Unzählige haben zu seinen Füßen den Zauber seines hinreißenden Wortes verspürt, wurden erschüttert von seinem Jörn, durchglüht von seiner Liebe, erobert für seine Ideale. Erich Marcks, sein Schüler und ihm kongenialer Forscher, hat ihn uns so gezeichnet: „Auf starkem Körper der mächtige Kopf, dessen Züge in der Jugend, hager und scharf geschnitten, wie von der Leidenschaft des Hufschmieds zu glühenden schienen und noch im Alter, breiter und voller geworden, Feuer und solches Selbstbewußtsein ausstrahlten, die glänzenden, glänzenden braunen Augen, das starke Haar, alles mächtig, von großen Verhältnissen, das treueste Bild einer gewaltigen Seelenkraft. Er war ein ganzer Mensch, fähig und freudig zum Genuße, voll sinnlicher Lebensfülle und voll goldenen Humors, kein Kopfhänger, nie ein Gelehrter im engen Sinn; eine erhabene Persönlichkeit, ein Aristokrat von Gottes Gnaden, ein Herrscher, der sich durchsetzte, weil er mußte.“

So sieghaft, strahlend und feurig schritt er durch das Leben, obwohl ihn das tragische Schicksal machender Taubheit getroffen hatte, die den Mann schon in der Blüte der Jahre von den Klängen der Außenwelt ganz abschloß. Aber er trug dieses furchtbare Schicksal ungebeugt und bewährte sich als ein wahrer Held auch in den schwersten Kämpfen, dem alltäglichen. Rein und treu bewahrte er seine Seele, bis der 53jährige nun auch fast erblindet, abgerufen wurde, wie er sich gewöhnlich hatte: Mitten aus reichsten Schätzen ist er dahingegangen, ein Lehrer, Kämpfer und Prophet des Deutschstums, der an seinem Lebensabend herrlich erfüllt sah, was er 1870 in den glücklichsten Tagen seines Lebens dem deutschen Vater zugeworfen hatte:

„Nimm die mächtigste der Kronen, Schwing' den Flamberg der Ottonen, Unseres Reiches Zier und Wehr — Deutschland frei vom Fels zum Meer!“

Die Vogelwarte auf Rossitten

Von Dr. Paul Grabein.

Die bekannte Vogelwarte in Rossitten auf der Kurischen Nehrung, die sich besonders der Erforschung der Geheimnisse des Vogelfluges zur Aufgabe gestellt hat, bezieht im April dieses Jahres ihr 25jähriges Bestehen, und auf eine ebenso lange, verdienstvolle Tätigkeit kann ihr Begründer, der noch heute ihre Leitung in Händen hat, Herr Professor Dr. Th. H. n e m a n n, zurüchblicken. Die Anstalt, die Jahrzehnte hindurch ein Privatunternehmen war und als solches namentlich in der Zeit während des Krieges und nachher mit großer Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, ist seit einigen Jahren von der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften übernommen worden, so daß sie damit auf eine feste Grundlage gestellt ist. Seit etwa eben dieser Zeit hat die Vogelwarte sich auch der Pflege der alten ritterlichen Kunst der Falknerei angenommen, die sowohl vom wissenschaftlichen und vogelschützlichen, als auch vom praktischen Standpunkt aus betrieben wird, denn der zur Jagd abgerichtete Sokob hat dem Jäger ein unübertreffliches Werkzeug auch gegenüber flüchtigen Rebhühnern werden.

Die eigentliche Aufgabe der Vogelwarte liegt aber, wie schon gesagt, auf dem Gebiete der Erforschung des Vogelfluges, das den Naturfreund wie die Wissenschaft ja schon immer angelockt hat. Zu diesem Zweck werden in sinnreich angeordneten Netzen Vögel aller Art eingefangen und mit leichten Aluminiumringen versehen, die den Ort Rossitten und Datum des Einfangs eingegraben zeigen. Es werden aber auch an Interessenten solche Ringe nach auswärts verandert, um sie in gleicher Weise zu verwenden. Es sei hier gleich bemerkt, daß das Anlegen der Ringe ohne jeden Schaden für die Tiere vor sich geht, die dadurch in ihren Lebensbedingungen in keiner Weise gestört werden. Hand in Hand damit geht die Aufklärungsarbeit der Vogelwarte, die sich nicht nur auf das Inland und das europäische Ausland, sondern auch darüber hinaus, namentlich nach Afrika, erstreckt und Verständnis wie Hilfe für diese Forschungen nachdrückt. Neuerdings bedient sich die Vogelwarte dazu auch des Films. Im Nachstehenden soll nun über die sehr interessanten Ergebnisse der Ringversuche der Vogelwarte einiges berichtet werden.

Da sind zunächst die Rebhühner, die regelmäßig bei ihren Zügen über die Kurische Nehrung kommen, zunächst aus dem nördlichen Rußland und Finnland her. Die Beobachtung

Es war auf einer Farm in Südwest-Afrika die hoch in den Bergen, dem Rhomeres-Vochlan lag. Hier gab es die großen Paviane, wovon man sie in Afrika „Babiane“, in Unruhen gen. — Es war Sonntag, Frieden an der heißen Novembertage, es hatte mehrere Monate nicht geregnet, und so hatten die Affen in den Bergen kein Wasser mehr in den Wasserlächern und stiehlten sich an unserer Viehtränke ihr nötige flüssige Nahrung. Ich hatte mich zeitig im Garten, drei Meter von der Tränke entfernt, in ein dichtes Versteck gesetzt, um doch einmal diese Gesellschaft ungestört zu beobachten. Schon lange hörte ich ihr langgezogenes: „Ooh, ooh, bubu“ über die Tränke schallen. Da kamen sie nun wohl an, wohl 2 bis 3 Stüde; vorsichtig spähend ein aller Affen wieder einige Schritte auf allen Beinen, vorsichtig sich hebend auf seine Hinterfüße, lugte er nach allen Seiten, dann ließ er sich wieder langsam herunter und ging gravitativ durch das leere, trodrene Rivier (Flußbett) von 50 Meter Breite auf die Tränke zu. Nun folgte alles, was laufen und noch nicht laufen konnte. Alle Affen mit ihren Zungen auf der Rücken, die fest wie die Ketten saßen, Affen jugend und ältere Herrschaften, immer ein hinter dem anderen her, würdig, stiftsam und vorsichtig, dabei immer wieder Umhau haben. Die Tränkränder sahen voller Affen teilweise hatten sie die Hände (es sind ja eigentlich ausgesprochene Hände) in das Wasser gesteckt und rieben sich ihr Gesicht und die Arme gründlich ab. Die kleinen Paviame hielten sich an Querbalken der Gießpumpe fest und schaukelten sich hin und her. Dies lustige Bild dauerte wohl eine halbe Stunde, und ich freute mich herzlich über die Art und Weise, wie sie sich verhielten und auch mal schlagartig der Ordnung halber dazwischen schlugen. Ganz sprachlos war ich aber, als der größte Rivier, wohl ausgerichtet drei Viertel Meter hoch, im Handumdrehen den Gartenpaum überstiegen, hineinfiel in das Maisfeld, sich unter jeden Korn vier oder fünf Maiskolben klemmte noch einige in die Hände nahm und auf zwei Beinen eineinhalb Meter von mir vorbeiging, nicht noch ganz unersättlich anfang und den Mais über den Zaun warf. Im Nu war alles darüber hergefallen, und ein müder Kräu baldig sich im Staube herum. Es war alles nur ein Moment, der alte Dieb ließ dann